

Nachwuchsförderung

Von Alpträumen, dem Attischen Drama und Ultraschall-gesteuerter Krebsdiagnostik

Anfang März 2011 traten sieben neue Mitglieder in das Förderkolleg der Akademie für den wissenschaftlichen Nachwuchs in Bayern ein. „Akademie Aktuell“ stellt in dieser Ausgabe die letzten drei Neuzugänge des Jahres vor.



VICTOR SPOORMAKER, Ph. D. (Jg. 1979) studierte Psychologie an der Universität Utrecht, wo er 2005 zum Thema Alpträume promoviert wurde. Er ist seit 2008 als wissenschaftlicher Mitarbeiter am Max-Planck-Institut für Psychiatrie in München tätig. Im BAdW-Förderkolleg ist er mit dem Vorhaben „Die Verknüpfung zwischen Gehirnregionen während des rapid eye movement (REM)-Schlafes“ vertreten.

Worum geht es in Ihrem Forschungsvorhaben allgemein?

Es geht um die Untersuchung der funktionellen Gehirnverknüpfung während des Schlafes, insbesondere während des REM-Schlafes. Probanden schlafen dabei im Magnetresonanztomographen unter simultaner elektroenzephalographischer Messung – das ist schwierig, aber möglich. Mit einer graphentheoretischen Analyse möchte ich dann gerne herausfinden, ob es eine Rekonfiguration der Gehirnnetzwerke im REM-Schlaf gibt. Das kann hilfreich sein, um besser zu verstehen, was während dieses energieintensiven Schlafstadiums in unserem Gehirn passiert.

Woran arbeiten Sie aktuell?

Ich untersuche die Beziehung zwischen REM-Schlaf und Angstverhalten. Nach einem traumatischen Erlebnis entwickeln manche Leute eine posttraumatische Belastungsstörung, sodass der Schlaf stark gestört ist. Solche Patienten entwickeln oft Ängste vor Objekten oder Situationen, die sie an das traumatische Erlebnis erinnern. Normalerweise wird eine Angstresponse auf Dauer gelöscht (Extinktion), aber bei Angstpatienten passiert das nicht. Warum, ist unklar. Unsere Vermutung ist, dass genau der fragmentierte REM-Schlaf die Extinktion beeinträchtigt. Das untersuche ich mit Polysomnographie im Schlaflabor und mit funktioneller Magnetresonanztomographie im Kernspin.

Was erwarten Sie von der Mitgliedschaft im Förderkolleg der Bayerischen Akademie der Wissenschaften?

Interdisziplinären Austausch kann man auf mehreren Ebenen pflegen: In meiner Arbeitsgruppe arbeiten z. B. Physiker, Biologen, Mediziner und Psychologen, um ein bestimmtes Thema wie Angst oder Schlaf besser zu verstehen. Gleichzeitig teilen wir alle aber bestimmte neurowissenschaftliche Annahmen, und es ist gut, diese einmal zu überdenken. Das geschieht, wenn man aus anderen Fachrichtungen ganz elementare Fragen erhält, über die man richtig nachdenken muss. Wenn der Fragende auf seinem Gebiet auch Experte ist, erlaubt das eine Diskussion über Fragestellung und Methodik auf hohem Niveau, egal wie weit die Fachgebiete auseinander liegen. Das ist nicht nur interessant, sondern auch relevant für die eigenen Arbeiten.

Wie kamen Sie zu Ihrem Forschungsfeld?

Ich hatte als Kind oft Alpträume und habe gelernt, in meinen Alpträumen luzid zu werden – das nennt man klarträumen. Während meines Studiums habe ich dann herausgefunden, dass diese Phänomene auch mit Polysomnographie untersucht werden, und habe deswegen über Alpträume promoviert. Mein klinisches Praktikum habe ich bei Centrum '45 gemacht, dem niederländischen Trauma-Zentrum für Opfer organisierter Gewalt. Dort gab es Menschen, die 50 Jahre nach ihren traumatischen Erfahrungen

noch immer Alpträume hatten, die sich überhaupt nicht veränderten. Das wollte ich begreifen, und so bin ich zum Thema gestörter Schlaf und posttraumatische Belastung gekommen, mit einem Fokus auf REM-Schlaf.

Welche Stationen Ihrer bisherigen wissenschaftlichen Laufbahn waren für Sie prägend?

Wie gesagt war meine Zeit beim Centrum '45 wichtig, um meine Forschungsinteressen zu entwickeln, und mein derzeitiges Neuroimaging Labor am Max-Planck-Institut für Psychiatrie ist prägend für die Methodik. Ich habe hier in den letzten vier Jahren ziemlich viel über neue Messmethoden gelernt, und die Infrastruktur ist erstaunlich. Es gibt so viele Forschungsoptionen, dass ich mich manchmal wie ein Kind in einem Süßwarengeschäft fühle.

Welches Berufsfeld hätte Sie – außer der Wissenschaft – gereizt?

Ich wäre auch gerne Reiseschriftsteller geworden – das ist ebenfalls ein schöner Beruf.

Haben Sie ein wissenschaftliches Vorbild?

Ja, mehrere. Die Begründer der experimentellen Psychologie wie Wilhelm Wundt und William James finde ich sehr beeindruckend. Menschen denken bei Psychologie oft an Freud und seine Psychoanalyse, aber Freud war ein Mediziner und hat mit experimenteller Psychologie überhaupt nichts zu tun. Gleichzeitig gab es damals schon die ersten Psychologen, die mit Experimenten versuchten, das Verhalten von Menschen (und Tieren) besser zu verstehen. Auf diesen Grundlagen entstand später die äußerst effektive psychologische Behandlungsform der Kognitiven Verhaltenstherapie. Wilhelm Wundt führte bereits im 19. Jahrhundert physiologische Messungen aus und nutzte die Statistik zur Beantwortung seiner Hypothesen. Und heute untersuchen experimentelle Psychologen kognitive Prozesse noch immer mit neuro- und psychophysiologischen Messungen. Das war richtiger Weitblick.

Was schätzen Sie an Ihrer wissenschaftlichen Tätigkeit?

Eines der schönsten Dinge ist es, eine Hypothese über Verhalten in ein Experiment umzusetzen. So sieht es aus in der realen Welt, aber wie modelliert man das im Labor? Wenn das Experiment dann endlich steht und die Daten einfließen, wird es wieder spannend bei den Analysen:

Stimmt die Vermutung, oder nicht? Und egal, ob es so ist – mit jeder Antwort kommt man auf zehn neue Fragen, die noch offen sind, und im Endeffekt hat man leider immer zu wenig Zeit. Auch die Teamarbeit im Labor gefällt mir gut, der Input von Kollegen ist unbedingt notwendig, und meistens ist es, als ob man mit seiner Mannschaft gemeinsam an einem Tor arbeitet.

Was wünschen Sie sich für Ihre berufliche Zukunft?

Es wäre schon schön, ein bisschen mehr Sicherheit zu bekommen. Heute weiß ich – wie so viele meiner Kollegen – überhaupt nicht, ob ich in zwei Jahren noch in der Wissenschaft tätig sein werde. Das ist nicht nur suboptimal für die Planung des Privatlebens – auch langfristige Forschungsprojekte, also die wirklich interessanten Projekte, lassen sich so kaum planen. Ich fände es gut, wenn die Universitäten und Institute leistungsorientierter werden – es ist Unsinn, dass man jemand nicht entlassen kann, obwohl er schon seit Jahrzehnten nichts geleistet hat. Gleichzeitig sollte man auch mehr jungen Wissenschaftlern ermöglichen, sich zu beweisen und ihnen eine echte Perspektive bieten, wenn ihnen das gelingt.

Wie beurteilen Sie die aktuellen Veränderungen in der deutschen Wissenschaftslandschaft?

Was ich sehr schätze ist, dass hier auch die Grundlagenforschung als selbstverständlich akzeptiert wird. Deutschland kennt als Industrienation natürlich die Relevanz der Wissenschaft, aber selbst dann dauert Grundlagenforschung oft zu lang, um zu sehen, wie viel sie einbringt. Die Akzeptanz der Grundlagenforschung und die Achtung vor Wissenschaftlern bilden in Deutschland einen guten Nährboden für Wissenschaft und Forschung. Es war auch ein richtiger Schritt der Bundesregierung, wegen der Finanzkrise mehr Geld in die Forschung zu stecken. Das geht in die richtige Richtung – obwohl man bei einem neuen Impuls jüngere Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler mehr einbeziehen muss. Das Risiko ist natürlich größer, aber wenn es klappt, ist der Gewinn umso höher.

Was machen Sie gerne, wenn Sie nicht forschen?

Ich lese gerne und mache auch Sport wie Fußball oder Jogging – und Snowboarden im Winter, die Alpen sind ja gleich um die Ecke. Weiterhin gibt es in München genug zu tun, auch abends, und deswegen langweilen meine Freundin und ich uns nicht. Das Einzige, was mir manchmal fehlt, ist das Meer. Aber die Adriatische Küste ist ja nicht so weit und dort kann man auch gut segeln.



DR. JULIA STENZEL (Jg. 1978) studierte Dramaturgie, Komparatistik und Neue deutsche Literatur in München und wurde 2007 promoviert. Sie ist wissenschaftliche Mitarbeiterin des Instituts für Theaterwissenschaft der LMU München im Bayern excellent-Projekt „Reformulierung der Antike“. Ihr Vorhaben im BAdW-Förderkolleg trägt den Titel „Verhandlungen mit Sophokles: Das Attische Drama auf der politischen Bühne des 19. Jahrhunderts“.

Worum geht es in Ihrem Forschungsvorhaben allgemein?

Ich befasse mich, global gesagt, mit Formen des Antike-Bezugs in politisch-ästhetischen Debatten des mittleren 19. Jahrhunderts. Im Zentrum meines Interesses stehen dabei neue Formen der Auseinandersetzung mit dem Attischen Theater, mit Tragödie und Komödie, und die damals sehr aktuelle Frage nach dessen politischer Funktion und Wertigkeit. Diese exponierte Position von Theater und Theatralität hat nicht nur damit zu tun, dass meine disziplinäre Heimat in der Theaterwissenschaft liegt: Theater wurde schon im 18. Jahrhundert als Modell von und für eine sich neu etablierende und kalibrierende bürgerlich-republikanische oder gar demokratische Öffentlichkeit erprobt. Das griechische Theater nahm man dabei als eine Art „Urszene“ wahr, in der sich Ideen von nationaler, kultureller und religiöser Einheit überkreuzten und das eine – wenngleich schillernde – Folie für die zeitgenössische Situation, insbesondere im Deutschen Bund, abgeben könne. Die Auseinandersetzung mit der Antike fand nicht nur auf der Bühne und im Zuschauerraum statt, sie wurde auch in den politischen Journalen geführt. Versuche der Regierenden, das Modell in ihrem Sinne lesbar zu machen und zu vereinnahmen, die vielschichtige und teils polemisch geführte Diskussion zu kanalisieren, gaben ihr immer neue Impulse;

und mein Projekt zielt darauf, solche Dynamiken auf zeitgenössische Konzepte von Politik und politischer Philosophie hin lesbar zu machen. Da in diese Dynamiken naturgemäß nicht nur Personen des politischen Tagesgeschehens, sondern ebenso Künstler, Philosophen, Philologen und Archäologen involviert waren, ergibt sich ein interdisziplinärer Zuschnitt meines Projekts.

Woran arbeiten Sie aktuell?

Derzeit interessiert mich besonders die Funktionalisierung der griechischen Alten Komödie – also der Stücke des Aristophanes – in der journalistischen Praxis des Vormärz: Den aristophanischen Dramen wurde schon früh ein ganz besonders großes Maß an „Welthaltigkeit“ zugeschrieben; sie scheinen verwoben nicht nur in die Fest- und Kultpraxis des antiken Athen, sondern auch in seinen politischen und sozialen Alltag. Besonders charakteristisch für die Alte Komödie ist das Auf-die-Bühne-Zitieren von Situationen, Themen und Figuren des politischen Tagesgeschehens, aber auch von Figuren der „Schwesterkunst“, der griechischen Tragödie. In der politisierten Publizistik des Vormärz wird nun dieses Spezifikum der Komödie aufgegriffen und umgesetzt: Nicht Kleon, sondern der preußische König, nicht antike Tragödiendichter, sondern moderne – zumeist politisch selbst nicht eben neutrale – Re-Inszenierungen von deren Stücken treten auf. Ich untersuche, inwiefern das politische Tagesgeschehen in antikem Gewande reflektiert, kritisiert und im Modus der U- oder Dystopie weitergedacht wird.

Was erwarten Sie von der Mitgliedschaft im Förderkolleg der Bayerischen Akademie der Wissenschaften?

Seit meiner Aufnahme sind nun schon einige Monate vergangen, und ich bin überrascht, wie lebendig und produktiv sich die Zusammenarbeit im Förderkolleg von Anfang an gestaltete. Die Vorträge und Kolloquien meiner Mitkollegiaten waren je nach intellektuellem Stil, Temperament und nicht zuletzt disziplinärer Familienzugehörigkeit denkbar verschieden und eröffneten doch immer Einblicke in mir denkbar fremde Wissens- und Wissenschaftskulturen: Sie weckten Neugier und die Lust zum Nachfragen – vielleicht die entscheidenden Bedingungen für gelingenden

wissenschaftlichen Austausch. Außerdem traf ich auf überraschende Kreuzungs- und Begegnungspunkte mit Vertretern mir fachlich näherer Kollegen: Insbesondere die Diskussionen anlässlich der Kolloquien von Judith Frömmer und Cornelia Wild haben mich in meinen eigenen Überlegungen ein Stück weitergebracht.

Wie kamen Sie zu Ihrem Fachgebiet?

Mein Interesse für Theater und Theatralität nahm seinen Anfang nicht schon in der Zeit vor dem Studium; darin unterscheide ich mich von vielen meiner theaterwissenschaftlichen Kollegen. Eigentlich plante ich ein naturwissenschaftliches Studium; auch Philosophie oder indoeuropäische Sprachwissenschaft waren in der engeren Wahl. Meine Entscheidung für das Studium der Dramaturgie ergab sich aus frühen Gehversuchen als Autorin literarischer Texte. In der Abiturzeit weckte ein Workshop für dramatisches Schreiben, geleitet von Werner Fritsch, mein Interesse daran, wie Sprache und Körper auf der Bühne miteinander kommunizieren, sich gegenseitig ergänzen oder auch produktiv stören können. Dieser eher ungewöhnliche Zugang zur Theaterwissenschaft mündete denn auch ins Thema meiner Dissertation: Sie handelt davon, wie das Verstehen und Deuten von Körperaktion plausibel, ja selbstverständlich scheinen kann, und versucht, dazu eine kognitionswissenschaftlich informierte, aber historisch-kulturwissenschaftlich fundierte Perspektive zu entwickeln.

Die Beschäftigung mit der griechischen Antike und ihrer Rezeption gehört hingegen schon seit der Schulzeit zu meinen Steckenpferden. Ich freue mich, sie in meiner Habilitation und auch in meinem Akademieprojekt ins Zentrum meiner wissenschaftlichen Arbeit stellen zu können.

Welche Stationen Ihrer bisherigen wissenschaftlichen Laufbahn waren Ihnen rückblickend besonders wichtig?

Am wichtigsten war wohl meine Entscheidung, die Promotion bei Christopher Balme an der LMU München abzuschließen, der mich in einer schwierigen Phase der Arbeit sehr unterstützt hat und bis heute mein wichtigster Förderer ist.

Welches Berufsfeld hätte Sie – außer der Wissenschaft – gereizt?

Ich habe mich sehr lange, noch während der ersten Studiensemester, als Autorin eher literarischer denn wissenschaftlicher Texte gesehen und diese Form des Schreibens nie ganz aufgegeben. Nach dem Abitur hätte ich mir auch ein naturwissenschaftliches Studium gut vorstellen können; mein großes Interesse galt damals der Biochemie und der Molekularbiologie.

Haben Sie ein wissenschaftliches Vorbild?

Das eine, große Vorbild habe ich nicht; die Idee eines Vorbilds impliziert für mich eine Form der Unbedingtheit und Ausschließlichkeit, die zu meinem Selbstbild als Wissenschaftlerin nicht recht passen will. Es gibt aber Eigenschaften, Fähigkeiten und Leistungen, die ich an anderen Wissenschaftlern schätze und bewundere: Wenn ein Germanist sich, kurz vor der Emeritierung stehend, mit SMS-Literatur zu befassen beginnt, dann beeindruckt mich seine intellektuelle Wachheit und Neugier. Wenn eine Philologin sich mit einer Dissertation in vollem Bewusstsein zwischen alle disziplinären Stühle setzt, dann beeindruckt mich ihr Mut. Wenn eine Theaterwissenschaftlerin mit Zwillingen eine glänzende Habilitation vorlegt, dann beeindruckt mich ihre Kompromisslosigkeit und ihr Selbstvertrauen in entscheidenden Lebensfragen.

Welche persönlichen Eigenschaften sind bei Ihrer wissenschaftlichen Tätigkeit besonders wichtig? Was schätzen Sie an Ihrer Tätigkeit?

Ich glaube, entscheidend für geisteswissenschaftliches Arbeiten ist das Bewusstsein, dass man viele Dinge mit guten Gründen so, aber auch ganz anders sehen, beschreiben und bewerten kann. Dazu gehört eine gesunde Portion Skepsis gegenüber Selbstverständlichkeiten und auch gegenüber der eigenen Intuition, ohne dabei die Fähigkeit zur Perspektivenbildung und zur – reflektierten – Parteilichkeit für eine Position aufzugeben.

Ich schätze an meiner Arbeit die Möglichkeit, theoretische Modelle am historischen Gegenstand auszuprobieren, mich immer wieder von Texten, Inszenierungen und historischen Kontexten überraschen zu lassen. Ich schätze die Diskussionen mit Kollegen, mit denen ich die Leidenschaft fürs Denken teile. Und ich schätze die große Freiheit, mit jedem neuen Projekt eine intellektuelle Terra incognita zu erschließen und zu kartieren – vielleicht zum Teil auch zu erfinden? Diese Freiheit empfinde ich als das größte Privileg akademischer Forschung.

Was wünschen Sie sich für Ihre berufliche Zukunft?

Ich möchte gerne in einer Position sein, aus der heraus ich mein Fach und sein Selbstverständnis aktiv gestalten und mit anderen Disziplinen in den Dialog bringen kann – auch über die Grenze der Wissenschaftskulturen und -sprachen hinweg. Das geht wohl am besten auf einer Professur.

INTERVIEWS

Die Fragen stellte Dr. Ellen Latzin. Sie leitet die Presse- und Öffentlichkeitsarbeit der Bayerischen Akademie der Wissenschaften.

Wie beurteilen Sie die aktuellen Veränderungen in der deutschen Wissenschaftslandschaft?

Ich meine zu beobachten, dass sich ein System durchsetzt, in dem insbesondere in der Frage des Publizierens mehr auf Quantität denn auf Qualität gesetzt wird. Es ist viel zu leicht, mit einer Masse an stromlinienförmigen, mittelmäßigen Artikeln zu reüssieren – leichter möglicherweise, als mit einer Handvoll kreativer und handwerklich gut gemachter Aufsätze. Auch halte ich es für fahrlässig, in den deutschen Geisteswissenschaften die Habilitation abschaffen zu wollen. Geisteswissenschaftliche Forschung hat eine ganz andere Halbwertszeit als naturwissenschaftliche, und das „zweite dicke Buch“, das in einem Hybrid-System mit Juniorprofessur, aber ohne ein etabliertes Tenure-Track-Verfahren wohl in vielen Fällen ungeschrieben bliebe, ist für die Forschung und auch die persönliche Entwicklung des Einzelnen nach wie vor von großem Wert.

Was machen Sie gerne, wenn Sie nicht forschen?

Ich reise, erkunde die Natur (zuletzt die sardische) per Mountainbike – für das kommende Jahr ist eine Alpenüberquerung geplant –, ich trainiere mit Langhanteln, koche mit meinem Mann oder mit Freunden, und wenn ich viel Zeit und Ruhe habe, fotografiere ich oder arbeite an meiner literarischen Zweitkarriere.



PD DR. MED. DERYA TILKI (Jg. 1979) studierte Humanmedizin in Hamburg, Boston, Winston-Salem und Zürich. Sie wurde 2006 promoviert und ist derzeit als Funktionsoberärztin der Urologischen Klinik des Klinikums Großhadern der LMU München tätig. Im BADW-Förderkolleg ist sie mit dem Forschungsvorhaben „Diagnostik des Prostatakarzinoms anhand der Ultraschall-gesteuerten molekularen Darstellung der Tumorgefäße“ vertreten.

Worum geht es in Ihrem Forschungsvorhaben allgemein?

In meinem Forschungsvorhaben geht es um die Weiterentwicklung einer neuen Methode für die Ultraschall-gesteuerte Diagnostik des Prostatakarzinoms. Mit dem Projekt soll die selektive

Expression von Oberflächenproteinen auf Tumorgefäßen, aber nicht auf normalen Gefäßen, dafür genutzt werden, durch oberflächenmodifizierte sphärische Biopolymere mit unterschiedlichem Durchmesser im Mikro- oder Nanometerbereich das Gefäßbett des Prostatakarzinoms mit Hilfe der Ultraschalldiagnostik sichtbar zu machen. Dies wäre nicht nur in diagnostischer Hinsicht von Bedeutung, sondern auch wichtig für ein passendes therapeutisches Vorgehen, das dem Patienten unnötige Belastungen und unter Umständen auch eine Übertherapie erspart.

Woran arbeiten Sie aktuell?

Aktuell untersuche ich – neben dem von der Bayerischen Akademie der Wissenschaften unterstützten Forschungsvorhaben – Mechanismen der Tumorangiogenese, also der Aussprossung neuer Blutgefäße aus bereits vorhandenen Blutgefäßen, in urologischen Tumoren, und zwar speziell beim Prostata- sowie beim Harnblasenkarzinom.

Was erwarten Sie von der Mitgliedschaft im Förderkolleg der Bayerischen Akademie der Wissenschaften?

Das Förderkolleg bietet die Möglichkeit, Forschungsarbeiten interdisziplinär zu bearbeiten, mit Kollegiaten aus verschiedenen Fachrichtungen, mit denen man ansonsten im Alltag wenige Berührungspunkte hat. Sehr spannend sind die gemeinsamen Kaminabende sowie Podiumsdiskussionen und Treffen mit den Mitgliedern der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, die es erleichtern können, verschiedene Themen aus unterschiedlichen Blickwinkeln zu betrachten.

Wie kamen Sie zu Ihrem Forschungsfeld?

Die Blutgefäßentwicklung in Tumoren war bereits Thema meiner Dissertation, die ich schon in den vorklinischen Semestern des Medizinstudiums begann. Das Thema hat mich sehr fasziniert, so dass alle folgenden experimentellen Arbeiten diesem Forschungsfeld gewidmet waren.

Welche Stationen Ihrer bisherigen wissenschaftlichen Laufbahn waren rückblickend für Sie prägend?

Besonders prägend war die oben erwähnte Dissertation. Mein Doktorvater Prof. Ergün vermittelte mir die Grundlagen des wissenschaftlichen Arbeitens, die den Boden für meine folgenden Forschungsaktivitäten bildeten. Wichtig waren auch die Forschungsaufenthalte an der Harvard Medical School in Boston sowie am Weill Cornell Medical Cancer Center in New York, die die Basis für mein selbständiges wissenschaftliches Arbeiten schufen.

Welches Berufsfeld hätte Sie – außer der Wissenschaft – gereizt?

Ich hatte einen Studienplatz für Wirtschafts-mathematik, habe mich dann aber für Human-medicin entschieden.

Haben Sie ein wissenschaftliches Vorbild?

Die Wissenschaftler, von denen ich in den letzten Jahren hauptsächlich gelernt habe, sind meine Vorbilder. Ich bewundere Forscher wie Judah Folkman für ihre großen Errungenschaften, die in die klinische Arbeit Einzug gehalten haben.

Welche persönlichen Eigenschaften sind bei Ihrer wissenschaftlichen Tätigkeit besonders wichtig? Was schätzen Sie an Ihrer Tätigkeit?

Besonders wichtig für die wissenschaftliche Tätigkeit sind Kreativität, Neugier und Fleiß. An meiner Tätigkeit schätze ich, dass die Untersuchungsthemen translational orientiert sind und so Grundlagenforschung mit klinischer Forschung bzw. Fragestellung eng verzahnt werden kann.

Was wünschen Sie sich für Ihre berufliche Zukunft?

Für meine berufliche Zukunft wünsche ich mir, dass mir meine Tätigkeit weiterhin in erster Linie Spaß macht und ich die Möglichkeit bekomme, eine größere Forschungsgruppe zu führen, um meine Ideen und Konzepte umsetzen zu können.

Wie beurteilen Sie die aktuellen Veränderungen in der deutschen Wissenschaftslandschaft?

Ich denke, die Frage zielt auf die Exzellenzinitiative bzw. auf die Bildung von themenbezogenen Forschungszentren. Während ich dies angesichts der begrenzten Mittel, die für Forschung zur Verfügung stehen, für sinnvoll erachte, sollte die Förderung kleiner und effizienter Gruppen außerhalb der Exzellenzstandorte nicht vernachlässigt werden. Darin liegt meiner Auffassung nach eine wichtige dynamische Komponente, die langfristig der weiteren Entwicklung der wissenschaftlichen Landschaft gut tun wird.

Was machen Sie gerne, wenn Sie nicht forschen?

Meine Freizeit verbringe ich gerne mit Familie und Freunden. Ich lese gern, reise und versuche, sportlich aktiv zu bleiben.

Hinweis**Nachwuchsförderung in der Akademie**

Wissenschaftlicher Dialog, Interdisziplinarität und generationenübergreifende Zusammenarbeit zwischen etablierten und jungen Forschern: Diese Ziele verfolgt die Bayerische Akademie der Wissenschaften mit ihrem 2010 gegründeten Förderkolleg. Es bietet bis zu 18 hervorragenden jungen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern aus Bayern – neben finanzieller Unterstützung in Form von Stipendien – ein hochkarätiges Forum zum Austausch untereinander und mit den Mitgliedern der Akademie.

Das Förderkolleg eröffnet wissenschaftlichen Nachwuchstalenten in Bayern neue Karrierewege und bietet einen wissenschaftlichen Freiraum außerhalb der Universitäten. Die im Kolleg vertretenen Forschungsprojekte zeichnen sich durch avancierte Fragestellungen der Geistes- und Sozialwissenschaften sowie der Natur- und Technikwissenschaften aus.

Wissenschaft lebt vom Dialog. Die Kollegiatinnen und Kollegiaten verpflichten daher sich, an einer Reihe von Veranstaltungen teilzunehmen bzw. diese eigenverantwortlich zu organisieren:

- bis zu drei halbtägige Veranstaltungen pro Jahr, in denen sich die neuen Mitglieder mit Vorträgen über ihr Forschungsgebiet vorstellen,
- drei zweitägige interdisziplinäre Kolloquien pro Jahr, in denen die Kollegiatinnen und Kollegiaten ihre Projekte im größeren wissenschaftlichen Zusammenhang diskutieren,
- regelmäßige Treffen mit dem Akademiepräsidenten und den Mentoren,
- Diskussionsabende zu wissenschaftlichen Schwerpunktthemen.

Die Bewerbungsfrist für das Kollegjahr 2012 endete im September. Wir informieren Sie auch 2012 in „Akademie Aktuell“ über die Neuzugänge.

Weitere Informationen zum Förderkolleg für den exzellenten wissenschaftlichen Nachwuchs in Bayern, zu allen Mitgliedern und ihren Forschungsprojekten finden Sie unter www.badw.de/foerderkolleg